

Mehr Akzeptanz! – Wünsche und Empfehlungen junger trans* Menschen in Bezug auf ihre Lebenssituation

Erik Meyer & Arn T. Sauer

Nach einer kurzen Bezugnahme auf die derzeit noch schwierige Lebenssituation insbesondere junger trans* Menschen unter der Bedingung gesellschaftlicher Diskriminierung und eines restriktiven Versorgungssystems soll auf Konzepte wie Empowerment und Partizipation verwiesen werden, die eine Veränderung der Verhältnisse zum Nutzen der davon betroffenen Menschen zum Ziel haben. Der vorliegende Beitrag fokussiert auf die ausführliche Darstellung der von den Teilnehmenden einer partizipativen Studie mit jungen trans* Personen (Sauer & Meyer, 2016) formulierten »Wünsche und Bedürfnisse«, die im Studienbericht nur in Form eines Forderungskatalogs Platz fanden: was getan werden müsste, um die Situation für trans* Menschen zu verbessern.¹

Die Lebenssituation von (jungen) trans* Menschen

Als trans* Personen werden Menschen bezeichnet, die sich nicht bzw. nicht vollständig oder zeitweise nicht ihrem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht zuordnen können bzw. wollen. Dies sind zum Beispiel transsexuell, transgeschlechtlich, transident, transgender, weder-noch, non-binär, gender-queer, agender/nicht-geschlechtlich identifizierte Menschen und viele andere mehr

1 Die Studie entstand unter Mitarbeit der Studienteilnehmenden Anna, Charly, Chris, Conner, Hans, Jack, Joshua, Julien, Kijell, Kiwi, Leopold, Max, Moritz, Robert und Severin (anonymisiert mit selbst gewählten Namen), wofür wir uns an dieser Stelle nochmals herzlich bedanken wollen. Der Forschungsbericht ist im Internet frei verfügbar unter <https://www.bv-trans.de/portfolio-item/wie-ein-gruenes-schaf/> (30.07.2018).

(Meyer, 2015a). Viele trans* Menschen identifizieren sich (mehr oder weniger) eindeutig mit einem anderen als ihrem Geburtsgeschlecht, sich als queer bezeichnende Menschen lehnen Kategorien der Geschlechtsidentität bzw. der sexuellen Orientierung ab. Alle trans* Menschen müssen mit den gesellschaftlichen Bedingungen des binär ausgerichteten, heteronormativen Geschlechtersystems zurechtkommen (Meyer, 2015a, 2015b). Dabei referiert Heteronormativität (Warner, 1991) auf die Annahme einer »natürlichen« Verknüpfung körperlicher Merkmale von Geschlecht, Geschlechtsidentität und Geschlechtsrollenverhalten (entweder »männlich« oder »weiblich«) mit sexueller Orientierung (bezogen auf das jeweils *andere* Geschlecht). Trans* Menschen weichen von diesen Vorgaben ab, weshalb ihnen im Rahmen von Cissexismus (Serano, 2007) häufig »Nachahmung« unterstellt und die eigene Legitimation abgesprochen wird, was letztlich in unterschiedliche Formen expliziter und subtiler Diskriminierung mündet. Diejenigen trans* Menschen, die eine rechtliche und/oder medizinische Transition in ein anderes als das Geburtsgeschlecht anstreben, müssen sich in ein »Hilfe-System« mit psychisch belastenden, »komplizierten institutionellen und strukturellen Bedingungen« (Sauer & Meyer, in Vorb.; vgl. Neander, in Vorb.) begeben. Dabei sind sie abhängig von den teilweise individuell und willkürlich handelnden Fachleuten. Wenn diesen das Wissen und die Sensibilität bezüglich der Lebenslagen und Bedürfnisse von trans* Personen fehlt, führt dies wiederum zu zusätzlichen diskriminierenden und invalidierenden Erfahrungen der betreffenden Hilfesuchenden (Sauer & Meyer, 2016).

Von diesen Schwierigkeiten sind in besonderer Weise junge trans* Menschen betroffen.² Minderjährige trans* Personen sind auf die Zustimmung ihrer Sorgeberechtigten, junge volljährige Trans* meistens auf die Kooperation der Institutionen des Bildungssystems angewiesen und sind dann häufig finanziell von ihren Familien abhängig. Bisher werden junge trans* Menschen in ihrem Wissen über sich selbst üblicherweise wenig gehört und kaum erst genommen. In den letzten Jahren sind jedoch über das Internet bzw. soziale Medien und durch lokale Angebote der LSBTIQ*-Community (LSBTIQ* steht für lesbisch, schwul, bisexuell, trans*, inter(sexuell) und queer) auch für junge Trans* zunehmend Begegnungs- und Austauschmöglichkeiten entstanden.

2 Bezogen auf das deutsche Jugendrecht (§ 7 SGB VIII) gelten unter 14-Jährige als Kinder, 14- bis 18-Jährige als Jugendliche, 18- bis 21-Jährige als junge Volljährige und unter 27-Jährige als junge Menschen.

Etwas anders machen: Empowerment und partizipative Forschung

Etwa seit den 1970er Jahren gibt es auf breiter Ebene Bestrebungen, gesellschaftliche Veränderungen zur Überwindung von Benachteiligungen verschiedener Bevölkerungsgruppen zu erreichen. In diesem Zusammenhang hat sich das Konzept des »Empowerment« (Rappaport, 1995) etabliert, auf das die Ankündigung zum Kongress »Geschlechtliche Vielfalt (er)leben« im September 2017 Bezug nimmt. Herriger (2014, S. 8) definiert Empowerment als »Anstiften zur (Wieder-)Aneignung von Selbstbestimmung über die Umstände des eigenen Lebens«. Dabei geht es darum, auch mit Mitteln der (Gemeinde-)Psychologie und der Sozialen Arbeit, auf individueller und kollektiver Ebene Ressourcen freizusetzen und Partizipation zu ermöglichen. Ähnliche Ziele verfolgt aus einer anderen Richtung die Selbsthilfebewegung, deren entscheidendes Qualitätsmerkmal die »Selbstbetroffenheit« (Moeller, 1978, S. 79) ist: »Die Betroffenen wissen es in der Regel am besten. Not und Tat sind aus einem Guß« (ebd., S. 75). Der Begriff der »Experten in eigener Sache« aus der amerikanischen Behindertenrechtsbewegung der 1980er Jahre schließt daran an: Indem Menschen mit persönlichem Erfahrungswissen Expert_innenschaft zugeschrieben wird, wird versucht, eine gewisse Augenhöhe mit professionell Tätigen aus dem Sozial- und Gesundheitswesen herzustellen.

Tendenzen von Partnerschaftlichkeit und Empowerment gab und gibt es auch im Bereich der Forschung. Die partizipative Forschung ging aus der amerikanischen »Action Research« (Lewin, 1946) hervor. Sie will, im Gegensatz zu der im Sinne von »Objektivität« sonst üblichen Haltung der Nichteinmischung der Forschenden, »die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen« (Unger, 2014, S. 1), und zwar nach den eigenen Interessen der in der Regel von sozialer Benachteiligung betroffenen Forschungsteilnehmenden.

Eine solche Gruppe stellen auch trans* Menschen dar, insbesondere junge Trans*, bei denen sich zwei Diskriminierungsformen intersektional (Crenshaw, 1989) überschneiden – Diskriminierung aufgrund ihres Trans*-Seins *und* Diskriminierung aufgrund ihres (jungen) Alters –, sodass sich an dieser »Kreuzung« eine spezifische Form von Diskriminierung ergibt. Zur Erforschung gerade ihrer Lebenslagen kann ein solcher partizipativer Ansatz hilfreich sein, um der auch durch die beschriebenen strukturell und institutionell bedingten Schwierigkeiten erlebten Ent-Mächtigung etwas entgegenzusetzen. Im Folgenden wird ein solches Projekt beschrieben.

Die Studie »Wie ein grünes Schaf in einer weißen Herde«

Seit 2013 finden auf Initiative einiger deutscher Trans*-Aktivist_innen und mit Unterstützung der Akademie Waldschlösschen (Rheinhausen bei Göttingen) unter dem Namen Trans*Aktiv jährlich bundesweite Vernetzungstreffen von Aktivist_innen unterschiedlicher Organisationen und Gruppen der Trans*-Community statt. Noch vor der Gründung des Bundesverband Trans* (BVT*, seit 2017 eingetragen als Bundesvereinigung Trans* e. V.), der daraus hervorging, gelang es der Koordinationsgruppe des Netzwerks zusammen mit dem queeren Jugendnetzwerk Lambda e. V. ein Empowerment-Projekt für jugendliche und junge erwachsene trans* Menschen zu starten.³ 2015 konnten in vier deutschen Städten (Essen, Berlin, Hamburg und Chemnitz) im Rahmen des »TRANS* – JA UND?!« benannten Projektes die ersten Medien-Empowerment-Workshops für junge trans* Personen im Alter von 14 bis 26 Jahren durchgeführt werden. Im Sinne des Empowerment-Gedankens sollte der Zugang zur Teilnahme an den Workshops niedrigschwellig sein: Die Werbung war in jugendgerechter Sprache verfasst, die Teilnahme kostenfrei, Fahrtkostenzuschuss und kostenfreie Übernachtung konnten beantragt werden, die Veranstaltungsräume waren rollstuhlgerecht. Die Workshop-Leitenden waren dreisprachig (Deutsch, Englisch, Gebärdensprache) und trans* bzw. queer positioniert. Im Rahmen der Workshops produzierten die Teilnehmenden beispielsweise Spoken-Word-Performances oder Trickfilme über ihre Lebenssituationen. Ein Teil der Workshop-Ergebnisse wurde auf der Homepage des Projekts (www.transjaund.de) allen Interessierten zur Verfügung gestellt. Im Anschluss an die Workshops konnten die Teilnehmenden zusätzlich an dem begleitenden Forschungsprojekt (Sauer & Meyer, 2016) teilnehmen.

Als erste Studie zu trans* Jugendlichen in Deutschland nach dem partizipativen Ansatz (community-based participatory research, Meyer & Sauer, in Vorb.; Minkler & Wallerstein, 2008) wurde das Forschungsprojekt von Aktivist_innen aus der Trans*-Community im Umfeld des BVT* konzipiert und in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit den jungen befragten Trans* durchgeführt. Ziel der Studie war neben dem Empowerment der Teilnehmenden die Stärkung anderer (junger) Trans* sowie darüber hinaus mit den Ergebnissen einen kleinen Beitrag zur Verbesserung der Lebenslagen junger trans* Menschen in Deutschland zu leisten. Es fanden drei leitfadengestützte Fokusgruppen-In-

3 Gefördert durch das Programm »Demokratie leben!« des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ).

Interviews mit insgesamt 15 Personen im Alter von 14 bis 26 (im Durchschnitt 20) Jahren statt. 14 Teilnehmenden war bei der Geburt das weibliche, einer Person das männliche Geschlecht zugewiesen worden. In den Interviews hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, sich als Expert_innen in eigener Sache inhaltlich über ihr Selbstverständnis und ihre Lebenssituation zu äußern und ihren Unterstützungsbedarf seitens der Gesellschaft und deren Institutionen zu benennen. Die Transkripte wurden in Anlehnung an die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2015) ausgewertet. Daraus ergab sich ein Codesystem mit 25 Kategorien und 833 einzelnen Codierungen. Dabei wurden manche Textstellen mehrfach codiert, um auch unterschiedliche Bedeutungen von Aussagen berücksichtigen zu können, sodass möglichst wenig Information verloren gehen konnte. Die Ergebnisse sind den Teilnehmenden im Sinne des partizipativen Studiendesigns zur Korrektur und Reinterpretation vorgelegt worden. Dabei erhielt ihre Einschätzung Vorrang vor der Interpretation der Autor_innen, um einen möglichst hohen Grad an Kontrolle durch die Forschungsteilnehmenden zu erreichen (Egener, 2018). Um die Studieninhalte der Community und weiteren Interessierten zugänglich zu machen, wurde der Forschungsbericht in alltagsverständlicher Sprache verfasst und kostenfrei im Internet veröffentlicht.

Ergebnisse: Junge trans* Menschen beschreiben ihre Bedürfnisse

Die Interviewteilnehmenden beschrieben ihre Lebenssituationen und Bedürfnisse als trans* Menschen sehr differenziert. Dabei formulierten sie teilweise allgemeine, teilweise auch sehr konkrete Unterstützungswünsche an die Gesellschaft. An dieser Stelle sind ihre Wünsche und Empfehlungen (basierend auf dem gleichnamigen Code), die im Forschungsbericht aus Kapazitätsgründen nur in Form eines Forderungskatalogs wiedergegeben werden konnten, mit den entsprechenden Zitaten ausführlicher dargestellt:

Grundsätzlich wünschten sich die Interviewten einen offenen, selbstverständlichen und akzeptierenden Umgang mit dem Thema Trans* und, dass mehr Information dazu in der Gesellschaft und insbesondere bei professionell Helfenden verfügbar sein sollten:

»Allgemein in der Gesellschaft, dass das Thema einfach offener behandelt wird, dass die Leute wissen, womit sie's zu tun haben [...] und das wär' halt enorm wich-

tig, dass gerade Leute in sozialen Berufen aufgeklärt sind über dieses Thema [...], dass es irgendwann nicht mehr nötig sein würde, sich zu outen, sondern dass alles halt einfach akzeptiert ist« (Anna, 22 Jahre).

Die Zuordnung zu einem (bestimmten) Geschlecht sollte unwichtiger werden: »Dass Geschlecht unwichtiger wird« (Joshua, 26 Jahre) und dass auch nicht-binäre Identitäten mehr Akzeptanz finden: »[Denn,] wenn man diese Grenzen mehr auflöst, dann wird auch mehr Akzeptanz für alles, was sich dazwischen bewegt, entstehen« (Chris, 18 Jahre). Des Weiteren hielten sie besondere Unterstützung und Entstigmatisierung von Trans* mit Erfahrung von Mehrfachdiskriminierung (z. B. aufgrund von Hautfarbe, körperlicher oder psychischer Einschränkung) für erforderlich:

»Ich bin generell [...] gegen Stigmatisierung von psychologisch kranken Menschen, die auch trans* sind. [...] Menschen mit Mehrfachdiskriminierung müssen mehr unterstützt werden, also Menschen, die psychologische Probleme haben, Menschen, die körperliche Probleme haben, Menschen, die andere Hautfarben haben, woanders herkommen« (Leopold, 19 Jahre).

In Bezug auf ihre *Alltagsbewältigung* war den Befragten die Verwendung des von ihnen gewünschten Pronomens durch ihr Umfeld in besonderer Weise wichtig. So antwortete Chris (18 Jahre) auf die Frage, was noch weiterhelfen würde, die eigene Identität bzw. den Geschlechtsausdruck akzeptierter leben zu können schlicht und einfach: »Pronomen«. Dieser Wunsch betraf auch nicht-binäre Pronomen, also »Pronomen, die weder männlich noch weiblich sind« (Conner, 18 Jahre). Des Weiteren wünschten die jungen trans* Menschen, dass auf Dokumenten (z. B. Fahrkarten), Formularen (z. B. Anmeldung zum Studium, Internet-Bestellungen) und Fragebögen keine Angabe von Geschlecht erfolgen sollte. Joshua (26 Jahre) beschrieb das Problem folgendermaßen:

»Warum ist es für den Busfahrer wichtig, wenn ich ihm die Karte vors Gesicht halte, dass da ein ›W‹ draufsteht? [...]. Also, ich hab' irgendwie das Gefühl, dass viele Dinge so geschlechtergebunden sind. Dinge, die mit dem Geschlecht eigentlich gar nichts zu tun haben. Bei Fragebögen zum Beispiel fängt's ja schon an: Man muss ankreuzen, oder wenn man irgendwas im Internet bestellt, muss man die Anrede auswählen, oder wenn man sich irgendwo anmeldet, irgendwas beantragt, ebenfalls. Dass man einfach vielleicht, wenn man die Anrede weglassen könnte, wär' das ja schon ein Fortschritt!«

Charly (20 Jahre) führte weiter aus:

»Zum Beispiel, ich hab' mich eingeschrieben bei der Uni als ›Frau‹, weil ich keine Möglichkeit hatte, das anders zu bestätigen. Die wollten Daten von mir haben, die Geburtsurkunde und so, und da konnte ich halt noch nicht mit aufwarten. Da hätte ich mir am liebsten ›neutral‹ angekreuzt, einfach weil, das wär' die einzige Möglichkeit gewesen, das zu umgehen und gleichzeitig mich nicht wieder ›Frau‹ nennen müssen.«

Im Schriftverkehr sollte grundsätzlich die geschlechtsneutrale Anrede mit Vor- und Nachnamen verwendet werden, wie Robert (26 Jahre) vorschlug: »Ich find das grade sowieso unnötig, dass dann da zum Beispiel steht: ›Frau Helga Müller‹. Man könnte ja auch einfach nur den Brief an ›Helga Müller‹ adressieren«. Bei Schulen und anderen öffentlichen Gebäude regten die Befragten die reguläre Einrichtung von »Unisex-Toiletten« (Chris, 18 Jahre; Conner, 18 Jahre) an: »Dass es in öffentlichen Gebäuden einfach nur Toiletten gibt, die abschließbare Kabinen beinhalten und dann steht da ›Toilette‹ drauf und das war's« (Chris, 18 Jahre), sowie ebenfalls von geschlechtsneutralen, bzw. gemischten Umkleiden wie zum Beispiel eine »Großraumumkleide, die nannte sich dann ›Familienumkleide‹« (Chris, 18 Jahre).

Um die oft schwierigen *strukturellen Bedingungen* der Transition, Begutachtung und Psychotherapie zu verbessern, wünschten sich die Befragten die Verkürzung und »Vereinfachung aller formalen Prozeduren« (Leopold, 19 Jahre) der Vornamens- und Personenstandsänderung (z.B. nach formloser Bescheinigung durch eine_n Psycholog_in oder gänzliche Abschaffung des rechtlichen Begutachtungsverfahrens), wie Robert (26 Jahre) vorschlägt:

»In anderen Ländern funktioniert's! Also, in Österreich ist das so, du kannst [...] mit 'nem Rezept vom Psychologen, auf dem die Diagnose festgestellt ist, zum Bezirksamt gehen und sagen: ›Ich hätt' gern 'nen neuen Namen!‹, und dann bekommst du, wenn du Glück hast, in zehn Minuten, wenn du Pech hast, in sechs Wochen 'ne neue Geburtsurkunde für, ich weiß nicht, 10 Euro«.

Für sinnvoll wurde auch die Ausstellung vorläufiger Bescheinigungen über die Namensänderung gehalten: »Dass man zum Beispiel, wenn man den Vorgang eingeleitet hat, schon mal so'n Schrieb kriegt: ›Änderung wird vorgenommen‹« (Charly, 20 Jahre). Gefordert wurde auch eine Entbürokratisierung der körperlichen Geschlechtsanpassung, ein vereinfachter Zugang zu Hormonen und

Operationen: »Aber es kommen ja viele so mit dem Thema Therapie und Kostenübernahme, Hormone oder OPs in Berührung. Und da muss sich aber sehr viel verbessern find ich, weil ich dieses ganze Bürokratie-Ding, also das find ich so schlimm« (Julien, 18 Jahre). Allerdings war für einige die Beibehaltung eines (vereinfachten) Begutachtungsverfahrens für medizinische Leistungen durchaus denkbar: »Dafür brauchen die eben 'nen Gutachter, in Anführungsstrichen, für Hormone. Aber ich mein, so'n Begutachtungsprozess ist ja auch nicht unbedingt schlecht. Aber, die Namensänderung eben darf nicht so lange dauern – einfach unzumutbar!« (Robert, 26 Jahre). Unbedingt sollte die Kostenübernahme medizinischer Leistungen durch die Krankenkassen sichergestellt werden, wofür sogar eine Pathologisierung durch die Diagnose »Transsexualismus« in Kauf genommen würde, wie Charly (20 Jahre) ausführt:

»Ja, aber ich lass mich aber auch lieber als krank abstempeln und die, meine Behandlungen, die ich mir sonst nicht leisten könnte, als dann [in der] Theorie die Freiheit zu haben, dass es nicht mehr als Krankheit angesehen wird, dafür kann ich mir das nicht leisten und lebe viel länger unter dem Druck, als ich eigentlich müsste.«

Eine gesellschaftliche Benachteiligung sollte jedoch vermieden werden, indem »die [Pathologisierung] halt nicht auf gesellschaftlicher Ebene passiert, sondern wirklich nur auf'm Papier« (Robert, 26 Jahre). Die Befragten hielten auch einen vereinfachten Zugang zu Psychotherapie für erforderlich, wobei das Abhängigkeitsverhältnis durch Trennung der Psychotherapie vom Begutachtungsverfahren verhindert werden sollte: »Es ist aber wichtig, dass dieses Abhängigkeitsgefälle aus dem Therapeutenverhältnis genommen wird. Das sehe ich als Problem« (Robert, 26 Jahre). Für erforderlich hielten sie Weiterbildung von Psychotherapeut_innen zum Thema Trans*, »[dass] Therapeuten, die nicht im Thema sind, auch Informationen bekommen und erfahren, wie das laufen kann« (Joshua, 26 Jahre). Dazu gehörte auch ein differenzierterer Blick auf Sexualitäten, »dass die Psychologen mehr auf die Sexualität eingehen« (Chris, 18 Jahre), denn »Identität wird nicht ernst genommen, wenn man sich als schwul oder so outet. Dann bist du einfach 'ne Frau, die Männer mag« (Leopold, 19 Jahre). Sie forderten auch Qualitätssicherung bei Psychotherapeut_innen und Gutachter_innen: »Dass man da nicht jeden [...] Gutachter zulässt, der sich >Sexualtherapeut< nennt« Robert (26 Jahre) sowie verbesserte Feldkompetenz durch Kontakt zur Trans*-Community: »Wenn halt einfach die Leute, die da entscheiden, sich mal mit *uns* auseinandersetzen, sich mit *uns* in Kontakt begeben, und einfach auch mal ins [queerer Treff] kommen [...], dass das schon ziemlich viel bringen würde«

(Jack, 20 Jahre). Für wesentlich hielten sie auch Respekt gegenüber der Selbstbeschreibung der Klient_innen:

»Dass Psychologen, dass es irgendwie allgemein oder [bei] Kinderpsychologen 'ne ziemliche Krankheit ist, die Patienten nicht ernst zu nehmen. [...] Trotzdem muss man den doch im Gespräch zumindest ernst nehmen und man muss darauf eingehen, was der Patient zu sagen hat« (Chris, 18 Jahre).

In Bezug auf die *Gesundheitsversorgung* verlangten die Interviewten die unbürokratische Verwendung des gewünschten Namens und Pronomens bereits vor Inkrafttreten der Namensänderung, zum Beispiel in ärztlichen Praxen: »Bei Ärzten im Wartezimmer ist das Problem, [...] dann steht bei der Krankenkassenskarte nun mal noch ›Frau‹ oder ... eingetragen, und dass sich dann echt Menschen querstellen und nicht akzeptieren« (Joshua, 26 Jahre). Des Weiteren hielten sie Weiterbildung von Kinder- und Hausärzt_innen zum Thema und eine unterstützende Haltung und Aufklärung von Eltern bezüglich einer möglichen Transidentität ihrer Kinder für relevant: »Dass die Hausärzte über sowas aufgeklärt sind, dass die vielleicht den Eltern so'n klein bisschen Tipps geben können, oder vielleicht die Kinder auch ansprechen sollen« (Kijell, 22 Jahre). Darüber hinaus wünschten sie »bessere OP-Ergebnisse« (Kijell, 22 Jahre).

Als wichtiger Bereich wurde das *Bildungssystem* genannt: »Also, Schule muss akzeptierender werden!« (Leopold, 19 Jahre). Dabei dachten die jungen trans* Menschen deutlich über ihre eigene Lebenssituation hinaus, indem sie die Sensibilisierung bereits ab dem Kindergartenalter forderten, um Akzeptanz in der Gesellschaft zu fördern und Diskriminierung nachhaltig entgegenzuwirken: »Also, wenn man schon im Kindergarten anfängt, Kinder zu sensibilisieren, für Rassismus, für Sexismus, für Homophobie, für Transphobie, dann ist doch die Tendenz, dass [sie] am Ende, wenn sie erwachsen sind, viel offener sind und andere Leute eben nicht diskriminieren« (Julien, 18 Jahre), auch in Bezug auf Intersektionalität: »Wie sieht die Situation von Minderheiten innerhalb von Minderheiten quasi aus? Also, dass Mehrfachdiskriminierung auch angesprochen wird« (Chris, 18 Jahre). Sie wünschten sich Aufklärung zum Thema Trans* sowie zu nicht-binären Identitäten und zu intersexuellen Menschen ab dem Grundschulalter: »Dass beim Aufklärungsunterricht, dass da auch alle Sexualitäten benannt werden, gleich von Anfang an in der Grundschule« (Conner, 18 Jahre).

»Wenn man das von Kind auf gelernt hat in der Schule: ›Aha, es gibt Menschen, die sind anders‹, dann wächst so'n Mensch auf und sieht jemanden, der ist anders,

und sagt: »Okay, der ist jetzt nicht mehr männlich oder weiblich, der ist jetzt – anders! Auch okay.« Oder non-binär, oder drittes Geschlecht, intersexuell, ich seh' da vor allem die Bildung in der Pflicht, was zu tun« (Chris, 18 Jahre).

Die Befragten wünschten sich auch, dass Genderthemen verpflichtend in den Lehrplan aufgenommen werden sollten, zum Beispiel über die reguläre Teilnahme der Schulen an Bildungs- und Antidiskriminierungsprojekten zu geschlechtlichen Identitäten und sexuellen Orientierungen wie zum Beispiel »SchLAU«⁴: »Was ich halt auch für wichtig halte, ist, dass Konzepte ausgearbeitet werden, für die Bildung« (Chris, 18 Jahre), »und »SchLAU« sollte Pflicht für Schulen werden« (Robert, 26 Jahre). Sowohl Lehrenden als auch Schüler_innen sollten Informationen zum Thema Trans* zur Verfügung gestellt werden, explizit wurde hier als positives Beispiel die Informationsbroschüre »Akzeptrans*« (Robert, 26 Jahre) des Jugendnetzwerks Lambda Bayern (2015) genannt. Gewünscht wurden auch Fortbildungsveranstaltungen für Erzieher_innen (ab dem Kindergartenalter), Lehrer_innen, Lehrende an Universitäten und Arbeitgeber_innen zum Thema Trans* und zu Mehrfachdiskriminierung: »Also, die Lehrer sollten wissen, dass es sowas gibt. Nicht [dass sie] dann da so stehen, als hätten sie gerade 'nen Auto über den Himmel fliegen sehen« (Charly, 20 Jahre). »Und dass die Lehrer so Fort- oder Weiterbildungen, oder was auch immer, bekommen, sodass man nicht alles erklären muss. Letztendlich irgendwann, dass wir so weit sind, dass trans* und lesbisch und schwul und alles sich nicht mehr outen muss« (Jack, 20 Jahre). »Für Arbeitgeber, für Professoren, für Lehrer, dass die weitergebildet werden« (Chris, 18 Jahre), »auch für Kindergartenmenschen, bitte« (Conner, 18 Jahre). Darüber hinaus wurden auch mehr Fortbildungen für Lehrer_innen zu anderen Problemen von Kindern und Jugendlichen als erforderlich angesehen:

»Auch Dinge, so andere normale Probleme, die Jugendliche so haben [...], auch Todesfälle innerhalb der Familie, irgendwie soziale Probleme, Magersucht, selbst-verletzendes Verhalten, irgendwelche psychischen [Probleme]. Lehrer sind oft gar nicht dafür ausgebildet, mit sowas umzugehen [...]. Also man sollte da 'zig Fortbildungen organisieren« (Robert, 26 Jahre).

In Bildungseinrichtungen sollte der gewünschte Name bereits vor Inkrafttreten der Namensänderung unbürokratisch verwendet werden: »Gerade bei Schulen

4 Kontakt: z.B. SchLAU Niedersachsen: schlau-nds.de, SchLAU NRW: www.schlau.nrw, SchLAU RLP: schlau-rlp.de

und Unis, dass man zumindest mit Klassen und den Anwesenheitslisten mit neuem Namen geführt werden kann. Auch wenn man die Änderung noch nicht offiziell durch hat« (Robert, 26 Jahre), auch, um ein ungewünschtes Outen von trans* Personen zu vermeiden:

»Immer am Anfang vom Schuljahr wird dann die Klassenliste laut vorgelesen und gefragt, wer da ist und dann, wenn dann irgendwie [etwas] unstimmig ist oder wenn der falsche Name drauf ist, das ist dann direkt 'ne Outing-Situation, die vielleicht nicht jede Person will« (Leopold, 19 Jahre).

Von Ihren *Familien* wünschten sich die jungen Trans* Respekt, »mehr Akzeptanz« (Conner, 18 Jahre) und aktive Unterstützung: »Ich fänd' das noch schön, wenn die Familie ja auch wüsste, wie viel man selbst durchmacht und dass sie eben nicht nur erwarten [...], sondern auch auf mich zukommen« (Severin, 21 Jahre). »Das muss vielmehr als Gewinn für Familien auch gesehen werden, finde ich. Das es halt ein Gewinn ist, wenn sich jemand outet« (Chris, 18 Jahre). Außerdem erhofften sie Vertrauen in ihre Selbsteinschätzung ihrer Transidentität: »Irgendwie Vertrauen von den Eltern in die Kinder« (Severin, 21 Jahre) und die konsequente Verwendung des gewünschten Namens und Pronomens: »Ich find's nicht normal, dass [...] die Eltern und die Geschwister [...], dass die halt immer wieder irgendwie >sie< rausrutschen lassen« (Kijell, 22 Jahre). Die Befragten sahen einen deutlichen Bedarf an weiteren Unterstützungs- und Informationsangeboten für Eltern von trans* Personen und anderen Familienmitgliedern: »Das ist auch gut, wenn Eltern sich besser untereinander organisieren, also, es sollte mehr Elterngruppen geben, mehr Unterstützung für Eltern und Angehörige« (Robert, 26 Jahre) oder eine Online-Bibliothek: »Es müsste irgendwie so 'ne Bibliothek für Eltern geben. So 'ne Online-Sammlung mit interessanten Dokumenten für Eltern, die auch trans*positiv sind« (Chris, 18 Jahre), insbesondere für Familien mit Migrationshintergrund:

»Ich wünsche mir, es gäbe auch Unterstützung für Eltern, die nach Deutschland emigriert sind, [...]. Weil, es gibt manchmal halt so Vorurteile. Wenn jemand in einem anderen Land ist, dann wendet man sich eher an die Leute, die 'ne ähnliche Kultur haben wie man selber. [...] Von dieser Seite aus Unterstützung zu bekommen, das wär' einfach unglaublich hilfreich für mich gewesen« (Leopold, 19 Jahre).

Die Eltern sollten auch in die psychotherapeutische Begleittherapie eingebunden werden: »Vielleicht hilft das, wenn man d[en] Eltern [...] 'ne Pflicht gibt, dass

die Eltern in der Begleittherapie vielleicht irgendwie ein, zwei Stunden mal dabei sind« (Kijell, 22 Jahre), »Ich wünsch' mir, dass mein Vater mal mit 'nem Psychologen, der tatsächlich von transidenten Menschen Ahnung hat, redet« (Chris, 18 Jahre).

Von ihren *Freund_innen* forderten die Befragten die Verwendung ihres gewünschten Namens und Pronomens ein: »Ich wünsche mir eigentlich von ihnen einfach nur männliche Pronomen und männliche Namen von Anfang an zu benutzen« (Chris, 18 Jahre), sowie Diskretion bezüglich ihres früheren Vornamens bzw. der früheren Identität:

»Wenn die Leute sich von früher kennen, ich würd' denen einfach sagen, so: »Auch wenn du mich bei meinem weiblichen Vornamen kennst, das ist noch immer noch kein Partywitz, den du Leuten erzählen kannst! Du sollst mich nicht so ansprechen vor anderen Leuten, weil es unglaublich unangenehm ist auch für mich.« (Leopold, 19 Jahre).

In Bezug auf die *schwul-lesbische und Trans*-Community* wünschten sich die jungen Interviewten Maßnahmen gegen Diskriminierung von trans* Personen durch Lesben und Schwule in LSBT*-Zentren und -Gruppen: »Ich finde auch zum Beispiel in LGBT*-Plätzen, Jugendzentren, Gruppen und so, da muss viel mehr passieren vonseiten von Lesben und Schwulen, die doch für sehr viel Akzeptanz gekämpft haben und dann gegen uns auf einmal diskriminieren« (Leopold, 19 Jahre). In sozialen Netzwerken von und für Trans* im Internet sollte Konformitätsdruck vermieden werden:

»Schade, wie stark man da beeinflusst wird und wie stark man auch sozial unter Druck gesetzt wird in diesen Foren [...] ein extremer Wettbewerb. [...] Gerade da ist die Chance, dass Jugendliche da in der Richtung bestärkt werden und [man] guckt, dass die nicht allzu abhängig gemacht [werden] oder sich nicht allzu abhängig machen von solchen sozialen Netzwerken« (Robert, 26 Jahre).

Vorgeschlagen wurde die Einrichtung eines »Buddy-Systems« für trans* Menschen am Anfang ihrer Transition:

»Ich denke, viele trans* Menschen brauchen besonders am Anfang, wo sie sich noch selber finden und irgendwie in diesen ganzen Dschungeln zurechtfinden müssen, irgendwie so 'ne Art Supportsystem. [...] Es gibt so Leute, die nehmen sich ihre freie Zeit und erklären Dir so Sachen, zeigen Dir Sachen, wo du hingehen kannst und

so, und sind halt für dich da als Ansprechperson, und das sind halt aber nicht irgendwie so Psychologen oder so, sondern Menschen, die selber so sind wie du. Und sowas fände ich einfach mega-toll. Wenn es irgendwie so 'ne Art >Buddy-System< gäbe für trans* Menschen« (Leopold, 19 Jahre).

Im Bereich *Medien und Freizeitgestaltung* wünschten sich die Befragten positive und diverse sichtbare trans* Vorbilder. Als Beispiele nannten sie Internet-Blogs, YouTube-Channels sowie Dokumentationen und Serien im Fernsehen (z. B. die amerikanische Serie *The L Word*):

»Was einem auch viel helfen würde, gerade wenn man so in dieser Findungsphase ist: Wenn man Vorbilder hat. Also irgendwie Leute in den Medien oder wenn man irgendwelche Blogs findet, denen man folgt, oder YouTube Channels, die man ganz, ganz toll findet und wo man sagt: >Au ja, die Person spricht mir gerade aus der Seele.< [...] Aber ich würde mir halt wünschen, dass es das auch innerhalb von richtig großen Medien, zum Beispiel im Fernsehen, dass es da mehr Diversity gibt. [...] Es wäre einfach cool, wenn man weiß, du musst nur den Fernseher anschalten und dann finde ich auch was, was irgendwie *mich* repräsentiert. [...] Und sonst sehe ich im Fernsehen oft nur, also wenn es halt um trans* Personen geht, sind es nur die, die diesen klassischen Klischee-Weg irgendwie gehen, was eine falsche Darstellungsweise ist, weil es wirklich nicht alle machen. [...] Es wird halt immer einfach so ein einseitiges Bild gezeigt. Es werden immer die gleichen Fragen gestellt zu irgendwelchen Coming-out-Sachen, aber es geht nicht wirklich ins Detail« (Julien, 18 Jahre).

»Also, bevor ich Anna kennengelernt habe [...], hab' ich mich zum Beispiel mit Max aus *L Word* identifiziert. Und da ist mir bewusst geworden, dass ich trans* bin [...]. Die könnten das mal wieder neu auflegen oder was Deutsches bringen oder keine Ahnung« (Kiwi, 19 Jahre).

Die Interviewten rieten dazu, bewusst trans*freundliche und genderneutrale Freizeitmöglichkeiten aufzusuchen: »Trans*-Leute, macht Cosplay⁵!« (Severin, 21 Jahre).

Für *Wissenschaft und Forschung*, die trans* Menschen unterstützt, formulierten die Befragten eine Reihe unterschiedlicher Anregungen: So schlug Julien (18 Jahre) vor, Möglichkeiten der Entbürokratisierung in Bezug auf therapeuti-

5 An japanische Mangas angelehnte Kostüm- bzw. Rollenspiele.

sche Unterstützung und Kostenübernahme medizinischer Leistungen für Trans* durch die Krankenkassen zu erforschen: »Da muss sich aber sehr viel verbessern, find' ich, [mit] diesem ganzen Bürokratie-Ding, also das find' ich so schlimm.« Erforscht werden sollte zum Beispiel die Häufigkeit und Art von Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von Trans*, auch um mögliche Gefahren besser einschätzen und Schutzstrategien erarbeiten zu können:

»Aber da ist 'ne sehr sensible Frage [...], wie das mit Gewalterfahrungen aussieht [...]. Vielleicht wär's dann auch mal interessant zu wissen, wie viel Prozent oder wie viele der Befragten sind nicht nur dumm angemacht oder angegafft worden oder wurden irgendwie beleidigt, sondern [...] haben sich vielleicht sogar schon mal in Lebensgefahr befunden, weil Leute ihnen aufgelauert haben und sie überfallen haben« (Julien, 18 Jahre).

Die Forschung sollte sich auch mit Unterstützungsmöglichkeiten von trans* Menschen und ihren Erfahrungen mit Mehrfachdiskriminierung befassen:

»Menschen mit Mehrfachdiskriminierungen müssen mehr unterstützt werden, also Menschen, die psychologische Probleme haben, Menschen, die körperliche Probleme haben, Menschen, die, andere Hautfarben haben, woanders herkommen⁶ [...], besonders auch Gruppen, die so diskriminiert werden, da muss viel mehr verstärkt Unterstützung sein« (Leopold, 19 Jahre).

sowie mit der Erarbeitung von Bildungskonzepten gegen Diskriminierung:

»Dass Konzepte ausgearbeitet werden, für die Bildung mal eben auch. Dass darüber informiert wird, dass dabei auch gleichzeitig nicht Minderheiten runterfallen hinten, dass [...] das Bildungskonzept, was die Forschung aufstellen könnte, eben halt auch darauf eingeht: Wie sieht die Situation von Minderheiten innerhalb von Minderheiten quasi aus? Also, dass Mehrfachdiskriminierung auch angesprochen wird [...]. Es wird zwar halt immer gesagt, wir müssen da irgendwie mehr investieren in die Bildung – aber was genau muss gemacht werden? Was kann man zum Beispiel in Schulen veranstalten für Sachen? Was kann man, welche Art von Weiterbildung sind für Arbeitgeber geeignet? Dass man langsam anfängt da zu forschen, was, wie können wir auf andere Leute mit dem Thema zugehen? Das halte ich halt für sehr

6 Wie oben erwähnt, wurden aus methodischen Gründen manche Textstellen mehrfach codiert, da sie Aussagen zu verschiedenen Aspekten machen.

wichtig. Es lohnt halt nicht, die ganzen Informationen über uns zu sammeln, wenn man damit hinterher nichts tun kann« (Chris, 18 Jahre).

Als Forschungsfrage wurden auch Zusammenhänge zwischen familiären Konflikten und der Unterbringung in Einrichtungen der Jugendhilfe bzw. Obdachlosigkeit bei jungen Trans* genannt:

»Das kenne ich auch so von Einigen, dass sie erzählt haben, dass sie schon mal in Einrichtungen gewohnt haben, weil sie nicht mehr zu Hause bei der Familie wohnen bleiben durften oder konnten oder dass man abhauen wollte [...]. in den USA ist das so, dass viele Queere vor allem von Obdachlosigkeit betroffen sind. Vielleicht auch dazu fragen. Das könnte man mit der Familie verbinden, zum Beispiel wie oft man abgehauen ist oder wie oft man auf der Straße leben musste oder halt in 'ner Wohngruppe« (Julien, 18 Jahre),

bzw. mögliche Zusammenhänge von Gewalterfahrungen und späteren Transitionswünschen:

»Bei mir wurden zwei Therapieanträge abgelehnt, weil es halt für die Therapeuten ganz klar war, aufgrund von was in der Vergangenheit oder in der Kindheit an Übergriffen war, dass damit zusammenhängt, dass ich jetzt 'nen anderen Körper haben möchte. Sodass man halt irgendwie ... [...], du willst halt einfach einen anderen Körper, damit das, was passiert ist vergessen wird. Aber ich wüsste jetzt nicht, wie ich das als Frage formulieren würde für die nächste Forschung« (Jack, 20 Jahre).

Forschungsprojekte sollten sich auch mit der Sexualität und den diversen sexuellen Orientierungen von trans* Menschen beschäftigen, um stereotype Annahmen und Vorurteile abzubauen: »Dass die Psychologen mehr auf die Sexualität eingehen, auch das ernst nehmen irgendwie, wär' schon schön!« (Chris, 18 Jahre). Zudem sollten Wege des Zugangs zum Thema Trans* – »dass gefragt werden sollte, wie man das erste Mal auf das Thema Trans* gekommen ist« (Anna, 22 Jahre) – und die Rolle unterschiedlicher Medien in Bezug auf Informationen (z. B. soziale Netzwerke im Internet) erforscht werden: »Was ich persönlich interessant fand, war dieses Mediending, Erfahrung mit Medien und auch soziale Medien« (Kiwi, 19 Jahre).

Als *speziellen Unterstützungsbedarf von jungen trans* Menschen* formulierten die Teilnehmenden die Einrichtung und Finanzierung queerer Jugendtreffs oder Jugendgruppen:

»Was mir am meisten geholfen hat auf dem Trans*-Weg, dann ist das definitiv das [queerer Treff], wo ich halt das erste Mal wirklich gleichgesinnte Leute getroffen hab, wo man hingehen konnte, wo man akzeptiert wurde, wie man ist und wo's halt trotzdem kein Thema war [...]. Und es ist halt echt toll, dass es sowas gibt und es muss auf jeden Fall auch weiter gefördert werden, dass es solche Einrichtungen gibt, wo auch Jugendliche hingehen können« (Anna, 22 Jahre),

mit sowohl möglichst inklusiven trans*offenen als auch trans*spezifischen Angeboten mindestens einmal wöchentlich in jeder größeren Stadt:

»Ich würde mir wünschen, dass es möglichst in jeder Stadt eine queere Gruppe gibt, ne queere Jugendgruppe. Also die muss ja nicht immer ausschließlich für Trans* sein, aber einfach für alle Menschen, die queer sind und wo Inter-Menschen willkommen sind, wo trans* Menschen willkommen sind [...]. Also, dass man möglichst inklusiv ist, das fände ich total wichtig« (Julien, 18 Jahre).

»Dass man irgendwie sagt, ein Abend ist nur für Trans* und alle, die sich da irgendwie sehen« (Jack, 20 Jahre). »Und letztendlich hilft mir auch viel, dass ich weiß, es gibt Orte wie das [queerer Treff] wo man hin gehen kann. Wo natürlich ziemlich viel Angebot da ist, aber wo man ziemlich merkt, es gibt einmal die Woche so einen Treff« (Jack, 20 Jahre). Darüber hinaus hielten die Interviewten »mehr Fördergelder für Freizeitfahrten« (Robert, 26 Jahre) und finanzielle Förderung anderer empowernder Angebote für junge Trans* für erforderlich: »Deshalb bin ich auch der Meinung, dass da ordentlich was reingebuttert werden sollte in solche Jugendangebote« (Kiwi, 19 Jahre).

Schlussfolgerung: Was getan werden muss

Letztendlich lassen sich die Ergebnisse der Studie mit einem Wort zusammenfassen: »Akzeptanz«, wie es der Interviewteilnehmer Charly (20 Jahre) auf den Punkt brachte. Es geht darum, die Menschen als Expert_innen in ihrer eigenen Sache ernst zu nehmen und zu akzeptieren, ohne ihre Kompetenz zu hinterfragen, ihnen zuzuhören und dementsprechend zu handeln. Auf individueller Ebene ist diese Forderung an die einzelnen professionellen Akteur_innen aus dem Gesundheits-, Sozial- und Bildungsbereich gerichtet, denen abgefordert wird, sich in Bezug auf Trans* zu informieren und fortzubilden, um sich trans* Personen gegenüber professionell und unterstützend verhalten zu können (IPsyNet, 2018;

Wolf & Meyer, 2017). Die Forderung zu Handeln zielt auch auf die Gesundheits- und Rechtssysteme, wo dringend strukturelle Verbesserungen erforderlich sind (Adamietz, 2016; Sauer et al., 2015). Auch wenn die seit vielen Jahren angemahnte Reform bzw. Abschaffung des »Transsexuellengesetzes« (TSG) von 1980 immer noch aussteht, ist erfreulicherweise seit Kurzem mit der Änderung des Personenstandsgesetzes durch den Deutschen Bundestag am 13.12.2018 (Deutscher Bundestag, 2018) für intersexuelle Menschen niederschwellig ein dritter Geschlechtseintrages »divers« möglich. Diese Möglichkeit wurde ebenfalls bereits vereinzelt von trans* Menschen genutzt (Alexander, 2019), die bisher vor Abschluss einer aufwändigen und teuren Vornamens- und Personenstandsänderung bezüglich einer unbürokratischen Verwendung des gewünschten Vornamens und Pronomens auf den »Goodwill« der jeweiligen Institution angewiesen waren.⁷ Trans*inklusive, bauliche Lösungen für Orte wie öffentliche Toiletten, Sportstätten usw. sind ebenso erforderlich. In Bezug auf die Gesundheitsversorgung ist die Perspektive für (erwachsene) trans* Menschen in Deutschland durch die neue »S3-Leitlinie zur Behandlung der Geschlechtsdysphorie« (DGfS et al., 2019) und das für 2022 angekündigte Erscheinen der neuen Ausgabe des internationalen medizinischen Klassifikationssystem ICD-11 (WHO, 2018) in Deutschland, in der »Geschlechtsinkongruenz« nicht mehr als psychische Erkrankung aufgefasst wird, als vorsichtig optimistisch einzuschätzen. Es ist zu hoffen, dass sich bei der laufenden Leitlinienerstellung für trans* Kinder und Jugendliche das Vertrauen in die geschlechtliche Selbstbestimmungsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen, das unsere und weitere aktuelle Studien nahelegen (Krell & Oldemeier, 2015; Sauer & Meyer, 2016; Schumann & Linde-Kleiner, 2014), durchsetzt.

Literatur

- Adamietz, L. (2016). Rechtliche Anerkennung von Transgeschlechtlichkeit und Anti-Diskriminierung auf nationaler Ebene – Zur Situation in Deutschland. In G. Schreiber (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften: Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven* (S. 357–372). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Alexander, K. (2019). Transgender: Dank dieser Gesetzeslücke gelang es Laura leicht, ihren Namen zu ändern. <https://ze.tt/dank-gesetzesluecke-ueberraschend-leicht-ich-bin-jetzt-auch-vor-dem-staat-laura/> (27.03.2019).

7 Dabei hat sich seit vielen Jahren der »Ergänzungsausweis« der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität (dgti) e. V. (dgti, 2018) als sehr unterstützend erwiesen.

- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. *The University of Chicago Legal Forum* 1989, 139–167.
- Deutscher Bundestag (2018). Bundestag erlaubt im Geburtenregister die Bezeichnung »divers«. <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2018/kw41-de-geburtenregister-570762> (27.03.2019).
- DGfS – Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung, Nieder, T. & Strauß, B. (2019). *Geschlechtsinkongruenz, Geschlechtsdysphorie und Trans-Gesundheit: S3-Leitlinie zur Diagnostik, Beratung und Behandlung*. Berlin: Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften e.V. https://www.awmf.org/uploads/tx_szleitlinien/138-001I_S3_Geschlechtsdysphorie-Diagnostik-Beratung-Behandlung_2019-02.pdf (27.03.2019).
- dgti – Deutsche Gesellschaft für Intersexualität und Transidentität e.V. (2018). Der neue Ergänzungsausweis der dgti. <https://dgti.org/ergaenzungsausweis.html> (19.08.2018).
- Egener, K. (2018). *Practices of Community Control in Community-Based Participatory Research: User/Survivor Perspectives*. Unveröffentlichte Masterarbeit, Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin.
- Herriger, N. (2014). *Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. 5., erw. u. akt. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- IPsyNet (2018). IPsyNet Statement on LGBTIQ+ Concerns. <http://www.apa.org/ipsynet/advocacy/policy/statement-commitment.aspx> (05.08.2018).
- Jugendnetzwerk Lambda Bayern e.V. (Hrsg.). *Akzeptrans*. Arbeitshilfe für den Umgang mit transsexuellen Schüler_innen*. 2. Aufl. München.
- Krell, C. & Oldemeier, K. (2015). *Coming-out – und dann ...?! München: Deutsches Jugendinstitut (DJI)*.
- Lewin, K. (1946). Action Research and Minority Problems. *Journal of Social Issues*, 2(4), 34–46.
- Mayring, P. (2015). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* 12., überarb. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Meyer, E. (2015a). Trans*affirmative Beratung. *psychosozial*, 38(2), 71–85.
- Meyer, E. (2015b). Trans*beratung als »dritte Säule« in der Versorgung transidenter Menschen? In W. Driemeyer, B. Gedrose, A. Hoyer & L. Rustige (Hrsg.), *Grenzverschiebungen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft* (S. 201–216). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Meyer, E. & Sauer, A. (in Vorb.). »Wie ein grünes Schaf ...« – Partizipative Forschung mit jungen Trans*-Menschen zu ihren Lebenslagen. In A. Brensell & A. Lutz-Kluge (Hrsg.), *Partizipative Forschung in Gender Kontexten*. Leverkusen-Opladen: Budrich.
- Minkler, M. & Wallerstein, N. (Hrsg.). (2008). *Community-Based Participatory Research for Health: From Process to Outcomes*. London: John Wiley and Sons Ltd.
- Moeller, L.M. (1978). *Selbsthilfegruppen*. Reinbek: Rowohlt.
- Neander, K.-D. (in Vorb.). »Strukturell-organisatorische Diskriminierung von Trans Menschen durch Kostenträger?« In M. N. Appenroth & M. d.M. Castro Varela (Hrsg.), *Trans & Care. Trans Personen zwischen Fürsorge und Versorgung*. Bielefeld: transcript.
- Rappaport, J. (1995). Empowerment Meets Narrative: Listening to Stories and Creating Stories. *American Journal of Community Psychology*, 23(5), 795–808.
- Sauer, A., Güldenring, A. & Tuider, E. (2015). Queering Trans*-Gesundheit: Auf dem Weg zu einer individualisierten, menschenrechtskonformen Gesundheitsversorgung. In P. Ko-

- lip & K. Hurrelmann (Hrsg.), *Handbuch Geschlecht und Gesundheit. Männer und Frauen im Vergleich* (S. 420–432). Bern: Hogrefe.
- Sauer, A. & Meyer, E. (2016). *Wie ein grünes Schaf in einer weißen Herde. Lebenssituationen und Bedarfe von jungen Trans*-Menschen in Deutschland*. Berlin: Jugendnetzwerk Lambda e.V./Bundesverband Trans. <https://www.bv-trans.de/portfolio-item/wie-ein-gruenes-schaf/> (30.07.2018).
- Sauer, A. & Meyer, E. (in Vorb.). Komplizierte Strukturen und der »Faktor Mensch«: Erfahrungen und Ressourcen junger trans Menschen im Umgang mit dem Gesundheitssystem. In M. N. Appenroth & M. d. M. Castro Varela (Hrsg.), *Trans & Care. Trans Personen zwischen Fürsorge und Versorgung*. Bielefeld: transcript.
- Schumann, K. & Linde-Kleiner, J. (2014). *unsicher.klar.selbstbestimmt. Wege von Trans*Kindern, *Jugendlichen und jungen *Erwachsenen in Sachsen-Anhalt*. Magdeburg: Kompetenzzentrum geschlechtergerechte Kinder- und Jugendhilfe Sachsen-Anhalt e.V.
- Serano, J. (2007). *Whipping Girl: A Transsexual Woman on Sexism and the Scapegoating of Femininity*. Berkeley: Seal Press.
- Unger, H. von (2014). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer.
- Warner, M. (1991). Introduction: Fear of a Queer Planet. *Social Text*, 29, 3–17.
- WHO – World Health Organisation/Weltgesundheitsorganisation (2018). International Classification of Diseases 11th Revision. Geneva: World Health Organisation. <https://icd.who.int/> (30.07.2018).
- Wolf, G. & Meyer, E. (2017). Sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität – (k)ein Thema in der Psychotherapie? *Psychotherapeutenjournal*, 16(2), 130–139.

Die Autoren

Erik Meyer, Dipl.-Psychologe, Sexualwissenschaftler und Systemischer Berater; Engagement sowie Forschung/Lehre im Bereich LSBTIQ+ und Psychologie; Beratung von Menschen aller Altersgruppen mit Fragen zu Geschlecht und Identität bei Trans*beratung Nord e.V., Hamburg; Beratungskonzept »Trans*affirmative Beratung« (in *psychosozial*, 140[2015], 71–86).

Arn Sauer, Dr. phil., Promotion in transdisziplinären Geschlechterstudien, M. A. in Geschichtswissenschaften und Politologie, Berlin. Ehrenamtliches Engagement in der Bundesvereinigung Trans* (BVT*) und bei TransInterQueer e.V. (TrIQ); erste deutsche Studie zur Benachteiligung von trans* Personen insbesondere im Arbeitsleben mit Jannik Franzen (Antidiskriminierungsstelle des Bundes, 2010).

